

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 15 (1921)
Heft: 4

Artikel: Das Eigene und das Fremde
Autor: Foerster, Fr.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-134803>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ohne zu verzweifeln, wenn immer wieder gewaltige innere und äußere Widerstände uns entgegenstehen? Diese Fragen glauben wir beantwortet! Beantwortet durch die Helden der Menschengeschichte, beantwortet durch Menschen wie die Blumhardt, beantwortet durch die größte Verheißung, die uns erschienen ist, durch Christus. Wenn Gott dergestalt in die Menschenwelt durchbrechen kann, dann gibt es für uns nur noch eines: für unsere Welt das Größte hoffen und dafür einstehen.

R. Straub.

Das Eigene und das Fremde.

In einer Tram saß eine elegant gekleidete Dame mit zwei kleinen Mädchen, deren lautes Geplapper die ganze Tram anfüllte. Die Mutter war stolz darauf, daß sich die Aufmerksamkeit sämtlicher Fahrgäste auf ihre Kinder richtete. Sie erzählte dem Publikum, daß die beiden Mädchen zum Photographen gebracht würden und fügte hinzu: „Sie werden jedes halbe Jahr photographiert!“ Trotz ihrer Kindheit machten die Mädchen die entsprechenden Album-Gesichter dazu. Der Dame gegenüber saß ein Arbeiter mit einer ärmlich gekleideten, kleinen Tochter, die mit großen Augen auf die laut redenden Mädchen starrte; der Vater blickte tief ernst und nachsinnend auf die stolz redende Frau. Deren Auge fiel plötzlich auf ihn, gewahrte mit einer gewissen Betroffenheit den erstaunt beobachtenden Ausdruck darin; die Sicherheit ihres selbstgefälligen Redens erhielt einen fühlbaren Stoß; da hielt die Tram und die Dame stieg mit ihren Kindern aus. „Das werden schöne Affen werden“ sagte eine Frau. Der Arbeiter schwieg und sah nur mit müder Zärtlichkeit auf das flachsgelbe Haupt seines Kindes herab.

In der Nacht erwachte die Mutter der beiden Mädchen und sah den ernstesten Blick des Arbeiters auf sich ruhen — es war ihr, als sagte er etwas zu ihr und über sie, aber so leise, daß sie es nicht hören konnte. Und doch ahnte sie in der Tiefe ihre Seele, was er meinte, und während sie sich seines Gesichtsausdrucks erinnerte, kam es ihr wie eine Erweckung, daß ihr geräuschvolles und prahlerisches Auftreten doch eine schwere Herausforderung sei gegenüber der anderen Welt, aus der Jener kam, ja überhaupt eine Herausforderung gegenüber Allen, die das nicht haben, was sie hatte — und damit auch eine Herausforderung Gottes, der ihr sicherlich ihr Glück nicht verliehen hatte, um Anderen damit einen Stachel in die Seele zu drücken. Sie machte Licht und sah im Spiegel ihr Gesicht. „Ja, da sehe ich mich selbst“ so dachte sie, „aber wenn wir nur wüßten, wie wir uns in den Anderen spiegeln!“ Da erwachte ihr Mann und fragte, warum sie Licht mache. Sie erzählte ihm ihr Erlebnis. Er sagte: „An solche Blicke mußt du dich gewöhnen, das

sind die Kommunisten, die hassen uns, die wollen das Eigentum abschaffen!" Damit drehte er sich auf die andere Seite und schloß weiter. Sie löschte das Licht und kam nicht los von ihren Gedanken. „Warum wollen sie das Eigentum abschaffen? Warum hassen sie das Eigentum?“ — „Weil sie selbst keines haben“ würde ihr Mann antworten. Aber der Arbeiter in der Tram hatte sie nicht so angesehen, als wenn er irgend ein Verlangen trüge, in ihrer Welt zu leben. Vielmehr war es ein Ausdruck von Mitleid auf seinem Antlitz gewesen, was sie so nachdenklich gemacht hatte; jener Blick kam aus einer freieren Welt, als es die ihrige war; für den Arbeiter schien sie es zu sein, die Wohlhabende, die in engen Gassen, in ungelüfteten Zimmern und unsauberem Kleider lebte, nicht er. War es vielleicht in Wirklichkeit so? War nicht in dieser ganzen Welt des aufgehäuften Eigentums etwas ganz Enges, Krankmachendes, Unmenschliches? Man lebte ganz oder gar im Eigenen, dieses Eigene brachte tausend Bedürfnisse mit sich, für die man vom Morgen bis zum Abend tätig war und dann kam noch das Photographiert-Werden dazu, da trieb man einen ganz unvernünftigen Kultus mit den Eigenen und mit deren äußerem Selbst, eine schreckliche Wichtigtuerei mit Nasen und Ohren, ein wahres Gift für die Kinderseele, die dadurch schon früh zu liebevollstem Interesse für die eigene Person gedrillt wird. Ja, wahrlich, dies ganze Getue mit den Eigenen, dieser Kultus mit dem, was zu uns gehört, diese grenzenlose Einfältigkeit des Ichgenusses bis herab zu der Selbstbewunderung, mit der man sich in den letzten Verzweigungen des eigenen Fleisches und Blutes spiegelt, ist es nicht eigentlich das Wesen und der Fluch dieses von den Enterbten so bitter gehaßten „Eigentums“, dieses „Bergaffsein in die Eigenheit“, dieser ganzen „Eigenwirtschaft“, dieses „Eigendünkels“ und „Eigenlobes“, das sich dann in der Prahlerei der Vaterländer fortsetzt und keinen Raum mehr läßt im Herzen und im Gewissen für die Welt jenseits des Eigenen und Angehörigen? Und muß man das kommunistische Verlangen in seinem besten und tiefsten Sinne nicht erfassen als den Aufstand gegen diesen gottlosen Mißbrauch mit der Eigenheit und mit dem Ich-Recht der Einzelnen und der Einzelgruppen? Ist das Verwöhntwerden des äußeren Menschen in den wohlhabenden Kreisen, bis herab zu den überladenen Geburtstagsfeiern für die Kinder, nicht ein wahrer Verderb für die Seele, der Tod jeder Schlichtheit und Bescheidenheit und jedes Taktes gegenüber fremdem Wert und fremden Interessen?

So quälte sich die plötzlich Erweckte in dunkler Nacht mit bohrenden Fragen, die alle Fundamente des Bestehenden zernagten; es war die gottgegebene Wahrheit und Aufgabe einer wirklichen menschlichen Gesellschaft, was in ihrer Seele über die Selbstvergötterung Herr wurde und ihr die Augen öffnete über die Scheingesellschaft, die alle die zahllosen Festungen und Kultstätten des Eigendienstes äußerlich mit einander verknüpft, während in Wirklichkeit jeder Ein-

zelne den Andern nur sucht, um ihn für die eigenen Zwecke einzuspannen oder sich in ihm zu spiegeln.

In der gleichen Nacht gedachte auch der Arbeiter seiner Eindrücke während der Tramfahrt. Noch nie hatte sich ihm der Seelenzustand einer weitverbreiteten Art von Besitzmenschen so bis auf den Grund enthüllt; die naive Dreistigkeit, mit der sich Mutter und Kinder aufspielten und das Interesse des Publikums für ihre Wichtigtuerei als selbstverständlich voraussetzten, hatte ihn geradezu gefesselt, ihm kam es vor, als sei dieses Schgepränge gebildeter Menschen eigentlich ein ganz primitiver Urzustand, ja geradezu ein völlig gesellschaftsloser Zustand, trotz aller sogenannten Geselligkeit, die ja doch nur darauf hinausläuft, daß jeder einzelne Pfau sein Rad schlägt, um die andern Pfauen auszustechen. Und er dachte bei sich: „Für solche Art von Menschheitsblüte also müssen wir arbeiten! Das also ist der große Dom der Kultur, an dem wir bauen und an dem wir uns erheben sollen!“ In dieser bitteren Betrachtung hatte er das Haupt seines erstaunt beobachtenden Kindes gestreichelt; das Nichtshaben und Nichtsgelten erschien ihm wie ein göttlicher Schutz gegen die traurige Entartung, die ihm in jenen drei aufgeblähten Schwesen zu Tage trat, für die Himmel und Erde nur da zu sein schienen, damit ihr wohlgepflegtes Selbst allseitig bedient und bespiegelt werde. Und er begriff den verzweifelten Kampf, den so viele Opfer solcher Lebenslage gegen den Aufstieg des Arbeiters führen, kann es doch für sie nichts geben, als die leidenschaftlichste Verteidigung ihrer Vorrechte und Sicherheiten: dies gilt ihnen als die Welt, für die alles Andere da ist, sie hören und sehen nichts von allem was jenseits ihres eigenen lauten Geltungsstrebens sehnsüchtig nach Luft und Licht verlangt.

Während ihm dieser Seelenzustand klar vor Augen stand, erinnerte er sich an eine Arbeiterversammlung des letzten Sonntags, in der die verschiedenen Richtungen innerhalb der Arbeiterschaft erbittert auf einander geprallt waren. Zum Schluß hatte ein Ingenieur versucht, den Standpunkt der Arbeitgeber zu verteidigen; man hatte ihn einfach niedergeschrien. In der Erinnerung an jene Szenen kam dem Arbeiter plötzlich zum Bewußtsein, wie tief doch jener ganze Seelenzustand, der ihm in der Tram so auffallend und abstoßend entgegengetreten war, in der menschlichen Natur begründet liegt und nur seine Erscheinungsformen wechselt: Alle jene wilden Redner und jene schreienden Zuhörer waren ja auch nur von ihrem eigenen Rechte und ihrer eigenen Meinung besessen und gaben sich auch nicht die leiseste Mühe, der Gegenseite gerecht zu werden, sie taten so, als seien nur sie allein auf der Welt — genau in der gleichen Weise, wie er es in der Tram bei seinem Gegenüber gesehen, ja er hatte das Gefühl, diese Art von Menschen sei in allen Klassen die gleiche, nur daß bei den Besitzenden jener ganze Seelenzustand noch weit mehr Gelegenheit findet, sich nach allen Seiten hin auszumachsen.

und in abstoßende Erscheinung zu treten. Wie aber eine neue Gesellschaft bauen, ohne jenen ganzen Zustand der Menschen zu ändern? Was nützt alles Emporkommen, wenn die Emporgekommenen sofort das gleiche Schauspiel aufführen, wie diejenigen, die von ihnen verdrängt wurden? Ist nicht der gegenwärtige Mensch, dessen Kopf so ganz von der Reform der Gesellschaft erfüllt ist, in Wahrheit mehr als je ein Mensch der trozigsten Vereinzelnung, dem alle Seelenkräfte fehlen, um Ungleichartiges und Entgegengesetztes zu wechselseitiger Verständigung und Zusammenarbeit zu bringen? Außerlich wollen sie alle die menschliche Gesellschaft; innerlich aber will jeder nur sich selbst und Seinesgleichen. Wer das aber sieht und weiß, wie kann der noch daran glauben, der bloße äußere Sieg der einen Eigenwut über die andere werde jemals eine reinere Ordnung der Dinge herbeiführen?

Und doch gab es in jener Nacht zwei Menschen, die auswanderten aus der Anbetung des Eigenen. Hier wurde der Anfang gemacht mit der Begründung einer neuen menschlichen Gesellschaft, hier wurde dunkel der geahnt, der allein die Trennung des Menschen vom Menschen überwinden kann!

Fr. W. Foerster.

Der Glaube an die Liebe.

Was heißt das? Vor allem ist damit nicht der Glaube gemeint, daß das Leben ohne die Liebe „die tolle, die lebensvolle“, wie sie ein junger Erotiker nannte, leer und sinnlos sei. Es ist damit aber auch nicht der aus einem billigen Optimismus entspringende Glaube an die ursprüngliche Güte aller Menschenatur gemeint, also nicht jener Glaube, der, bei völliger Verkennung der dunkeln Abgründigkeit und Vielfältigkeit des durchschnittlichen Menschenwesens, meint, man könne die Menschenblumen nur hemmungslos aufblühen lassen, dann komme es schon gut. Der Glaube an die Liebe bedeutet auch nicht ein Vergessen aller harten, nüchternen Tatsachen des Alltags. Er heißt also nicht, sich in blinder Gefühligkeit zum Ausbeutungsobjekt schlauer Schmarozker zu machen. Der Glaube an die Liebe heißt das fernern nicht, daß man willensschwach und urteilslos sich einem Allesverstehenwollen und schließlich auch Allesbilligen verschreibe, um so einer charakterlosen, weichlichen Sentimentalität zu verfallen.

Es ist aber auch nicht bloß an die aus tieferer Erfahrung geschöpfte Meinung gedacht, daß das Leben am erträglichsten sei, wenn es voll gegenseitiger Hilfe sei, wenn es eine Reihe von Gelegenheiten bilde, wohl zu tun, Güte auszustrahlen. Gütige Menschen, die hier, als vor einem Letzten, Halt machen, sind doch vor einem abgründigen Pessimismus nicht ganz sicher. Sie haben sich wohl mit der Lebensführung auseinandergesetzt; aber nicht